

# Im Krebsgang zurück?

## Der Streit um Altar, Sprache und Riten

■ PETER PAUL KASPAR

Die Causa wird weit über Pfarr- und Diözesangrenzen hinaus diskutiert: Die Wiener Stadtpfarre St. Rochus im dritten Bezirk hat ihren den Gläubigen zugewandten Volksaltar entfernt und feiert die Hauptgottesdienste wieder am alten barocken Hochaltar. Diese Entscheidung wurde nicht mit dem Pfarrgemeinderat abgestimmt, wohl aber vom zuständigen Erzbischof, Kardinal Christoph Schönborn, gutgeheißen. In einem gemeinsamen Schreiben aller Wiener Stadtdechanten wurde Schönborn gebeten, „sich für die Rücknahme dieses Vorhabens einzusetzen, damit nicht der Eindruck entsteht, dass in der Erzdiözese Wien erste öffentlich bemerkte Schritte gegen die liturgische Erneuerung nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil unternommen werden“. Kardinal und Pfarrer blieben bei ihrer Entscheidung – als kleines Zugeständnis wurde ein tragbarer Volksaltar für Familienmessen angeschafft.

### Gerüchte aus Rom

Aus Rom kommen gerüchteweise Nachrichten, der Papst habe vor, die lateinische Zelebration und den seit 40 Jahren abgeschafften vorkonziliaren Ritus wieder einzuführen. Dazu ist eine Klärung notwendig: Die lateinische Sprache als sozusagen offizielle Kultsprache der römisch-katholischen Kirche wurde nie „abgeschafft“. Das Zweite Vatikanische Konzil hat nun im Bereich der Liturgie zwei Änderungen verfügt: einerseits die nunmehr erlaubte Feier in der jeweiligen Landessprache – andererseits eine Reform der Gebetstexte und Riten. Letzteres führte in der Folge zu einem neuen Missale, dem offiziellen lateinischen Messbuch der lateinischen Kirche. Natürlich wird bei besonderen Anlässen, etwa bei Kongressen, oder in Rom und an Fremdenverkehrsorten

auch weiterhin die lateinische Sprache verwendet. Verboten wurde jedoch die nunmehr überholte vorkonziliare Messe.

Erst nach Jahrzehnten kam man zu der eigentlich logischen Einsicht, dass man nicht gut verbieten könne, was man jahrhundertlang vorgeschrieben hat. Und so gestattete man wieder für bestimmte Orte und Gemeinschaften die Feier der Messe in vorkonziliarer Weise (lateinisch und beginnend mit dem alten „Stufengebet“). Seither können die Bischöfe verfügen, in welcher Kirche, vornehmlich durch die konservative, aber romtreue „Petrus-Bruderschaft“, die alte Messe weiterhin gepflegt werden dürfe. Diese Art von „liturgischem Minderheitenschutz“ hat sich bewährt. Die Anhänger des schismatischen Erzbischofs Marcel Lefebvre (1892–1973), der trotz päpstlichen Verbots eigene Priester und Bischöfe weihte, hatten sich in der „Pius-Bruderschaft“ geeint, aber in eindeutiger Weise von Rom getrennt.

### Sprachen- oder Ritenstreit?

Die so beschriebene Unterscheidung zwischen der erlaubten lateinischen Messe der Petrus-Bruderschaft und der in ritueller Abfolge und sprachlicher Gestalt gleichen lateinischen Messe der schismatischen Pius-Bruderschaft überfordert wohl die meisten Katholiken. (Der hinreichend bekannte ÖFPÖ-Politiker Stadler ist ein tatkräftiger und kirchenbeitragsverweigernder Anhänger der Pius-Bruderschaft.) Doch die Zelebration mit dem Rücken zum Volk und die Verwendung der lateinischen Sprache sind die gemeinsamen Merkmale beider Gruppen – der katholischen und der nichtkatholischen. Den Mitgliedern beider Gruppen ist gemeinsam, dass sie altem katholischen Brauchtum anhängen und nur selten Kenner



Peter Paul Kaspar, Akademiker- und Künstlerseelsorger in Linz, Musiker und Buchautor, lehrt an der Anton Bruckner Universität Linz.

■ Man muss nicht Latein beherrschen, um es zu lieben. Man muss Rituale nicht verstanden haben, um ihnen zu huldigen.

der lateinischen Sprache sind. Die alten Riten und die alte Sprache sind bei den meisten bloß rückwärtsgewandtes Symbol – eine Art von liturgischem Gesslerhut, ohne nennenswerten Inhalt, doch ehrfurchtsvoll begrüßt. Man muss nicht Latein beherrschen, um es zu lieben. Man muss Rituale nicht verstanden haben, um ihnen zu huldigen.

### Demokratiefeindlicher Traditionalismus

Man könnte diesen eigenartigen Sachverhalt auf sich beruhen lassen, wenn es nicht doch auch Menschen gäbe, denen diese Art von Traditionalismus mehr bedeutet. Es fällt etwa auf, dass die Anhänger von Erzbischof Lefebvre signifikant häufig demokratiefeindlich und antisemitisch eingestellt sind. Der ehemalige theologische Berater des ehemaligen Bischofs von St. Pölten – ein über die Diözese hinaus bekannter Traditionalist mit Spuren in Wien und Vorarlberg – ließ in seiner barocken Rektoratskirche neobarocke Fresken anbringen, in denen unter anderen Engelbert Dollfuß, der Bundeskanzler des autoritären Ständestaates von 1934, zu erkennen war. Im Gefolge des Zweiten Vatikanischen Konzils waren ja nicht nur die liturgischen Reformen Anlass zum Streit und in der Folge zum Bruch mit Rom, sondern auch die ökumenischen Bestrebungen, die Versöhnung mit dem Judentum, die Annäherung an die Weltreligionen, ferner die Aufwertung der Laien und die kollegiale Kirchenleitung. Die lateinische Sprache ist sozusagen die Fahne, unter der man gegen Reform und Öffnung der Kirche kämpft. Daher kommt auch der Vorwurf, das Konzil sei eine Kapitulation vor dem Protestantismus und ein später Sieg Luthers und seiner Ketzereien. Traditionalismus ist in dieser Hinsicht die Erstarrung in der Gegenreformation.

### Hokuspokus als Symbol?

Aus diesen – und manchen anderen – Gründen wäre es verfehlt, in den erwähnten Ereignissen nur einen Sprachen- oder Ritenstreit zu sehen. Daher greift die Argumentation zu kurz, wenn sie nur ins Treffen führt, dass

der durchschnittliche Katholik kein Latein kann. In den Messen der Traditionalisten feiert ja auch nur der Priester die Messe in lateinischer Sprache, während die Gemeinde meist irgendwelche deutsche Kirchenlieder singt. Es ist eine andere Botschaft, die sich durch die althergebrachten Bräuche, durch die abgehobenen Rituale und durch die vom Volk abgewandte Zelebrationsrichtung symbolisiert. Und es ist eine Botschaft, die man keineswegs schlechthin unchristlich oder unkatholisch nennen sollte – denn sonst müsste man dies auch für viele verflozene Jahrhunderte der Kirchengeschichte sagen. Diese Jahrhunderte waren autoritär, hierarchisch und letztlich auch magisch geprägt. Der heilige „Hokuspokus“, den viele Gläubige im Wandlungsgeschehen zu erleben meinten, verrät es etymologisch: Denn das Wort leitet sich von den Wandlungsworten „Hoc est (enim) corpus (meum)“ ab: „Das ist mein Leib.“

In der Sprache der Theologie gesagt: Man kann die Einsetzungsworte des Priesters als „Verwandlungsspruch“ deuten, oder als Vergegenwärtigung des Letzten Abendmahles. Man kann die Messe als „unblutige Erneuerung des Kreuzesopfers Jesu“ sehen, oder als Mahlgemeinschaft mit Jesus. Man kann die Verbindung (communio) mit Gott betonen, oder die Gemeinschaft (communio) untereinander. Und man kann natürlich auch beides im Blick haben, wie es wohl am Konzil gewesen sein dürfte. Vor dem Konzil hatte man meist die erste Variante im Blick, heute häufig die zweite. Dass es aber letztlich um beides geht, mag das berechtigte Anliegen jener sein, die nun ein paar Schritte zurück tun wollen. Und soweit es um Übertreibungen und gutgemeinte Oberflächlichkeiten mancher Liturgiebeflissenen geht, mag ein wohl überlegter „Rückschritt“ auch seine Berechtigung haben. Doch ist nicht entscheidend, ob ein Schritt nach vorn oder nach hinten geht, sondern ob er richtig ist. Fortschritt vor dem Abgrund ist dumm.

### Die heimlichen Themen

Deshalb ist es notwendig, darüber nachzudenken, worum es eigentlich geht. Nicht

die Zeichen (Symbole, Formeln, Riten) sind das Eigentliche, sondern das, worauf sie verweisen. Wer das nicht bemerkt und bedenkt, ist ein Formalist. Und es gibt im gegenwärtigen Altar-, Sprachen- und Ritenstreit Formalisten auf beiden Seiten. In den endlosen hochgestochenen Fürbitten, bei denen keiner mehr hinhört, feiern die Reformer ähnliche Formalorgien, wie die Traditionalisten in lateinischen Floskeln, die keiner versteht. Für Gott brauchen wir überhaupt keine Sprache. Er würde sogar unser Schweigen verstehen. (Ob wohl deshalb so viele Gottesdienste keine Stille kennen?)

Zum Altarstreit: Natürlich hat Kardinal Schönborn recht, wenn er jeder der beiden Richtungen ihre gute und berechtigte Bedeutung zumisst: „Ich selber liebe beide Formen der Zelebrationsrichtung. Beide sind für mich voll tiefer Bedeutung. Beide helfen mir, Christus zu begegnen“ (öffentlicher Brief in „thema kirche“). Doch wenn der Priester vorne, weit entfernt von seiner Gemeinde, allein am Altar steht, dann ist das zugleich ein Symbol für seine Abgehobenheit und den niedrigen Laienstatus der anderen. Würde die Gemeinde den Altar „umstehen“ (wie die „circumstantes“ im Kirchenlatein), dann wäre alles bestens.

Zum Sprachenstreit: Es ist doch grotesk, dass die Traditionalisten sich damit begnügen, dass der Zelebrant lateinisch spricht und die Gemeinde währenddessen Marienlieder singt. Es ist aber ebenso grotesk, dass sich reformfreudige Kleriker nicht damit anfreunden können, dass der große Schatz lateinischer Kirchenmusik seinen selbstverständlichen Platz in der Liturgie hat. Es gibt konservative Fundamentalisten, für die eine Messe nur gut ist, wenn der Priester lateinisch zelebriert. Und es gibt progressive Fundamentalisten, die Musik nur gelten lassen, die von allen gemeinsam gesungen wird.

Zum Ritenstreit: Die jahrhundertlang gefeierte vorkonziliare Messe zu verbieten, macht rückwirkend unsere Vorfahren im Glauben zu Ketzern. Es war ein großes Unrecht, dieses Verbot nach dem letzten Konzil verfügt zu haben. Vielleicht rächt

sich dieses Unrecht und zugleich die reichlich naive Meinung, man habe vor vierzig Jahren die Liturgie (und überhaupt die Kirche) für die nächsten Jahrhunderte hinreichend reformiert.

Nur hartgesottene Kirchenfunktionäre erkennen nicht die Ironie, die darin liegt, unerfüllte Forderungen eines Konzils einzuklagen, das über vierzig Jahre zurückliegt, statt nach den heute dringend notwendigen Reformen zu fragen.

### Polemischer Epilog

Um es überdeutlich zu sagen: Die Reformkatholiken mögen sich ihre Konzilsnostalgie abschminken! Das Zweite Vatikanische Konzil ist Geschichte – samt den versäumten Folgen. In der Geschichte gibt es keine Nachhilfestunden und keine Nachtragsprüfungen. Die meisten historischen Ereignisse haben unerfüllte Restbestände. Die versäumten Konzilsreformen einzuklagen, ist eine nutzlose Klage, macht depressiv und richtet den Blick in die falsche Richtung: die Vergangenheit. Die Sehstörung der gegenwärtigen Kirche ist ihre Blindheit für die Fragen der Gegenwart und ihr Verblendung, im Blick zurück die Zukunft meistern zu wollen. Wer im Rückblick voranschreiten will, wird auf die Nase fallen. Das Problem sind nicht die greisen Päpste – man erinnere sich an Johannes XXIII. – sondern die vergangenheitsfixierten Hierarchen.

Tatsächlich ist der Zustand unserer Gemeindegottesdienste landauf landab selten erfreulich: Besucherschwund, überforderte (weil zu wenige) Priester, viel Routine und wenig Kreativität, schwankend zwischen rubrikengerechter Langeweile und selbstgestrickten Peinlichkeiten – manchmal ein persönliches und herzliches Wort, das aufhorchen lässt, selten auch wirklich gute Musik, die das Herz erhebt („sursum corda“), kaum Zeit der Stille aus Angst vor peinlichem Schweigen, dann wenigstens ein Lächeln beim Friedensgruß. Wir sind bescheiden geworden.

Der Streit um Altar, Ritual und Sprache? War das nicht der Diskurs der Sechzigerjahre? In welchem Jahrhundert leben wir?

■ Es ist nicht entscheidend, ob ein Schritt nach vorn oder nach hinten geht, sondern ob er richtig ist. Fortschritt vor dem Abgrund ist dumm.